

# Unterhaltungsblatt

## „Augsburger Postzeitung“.

№ 71.

Freitag, den 28. August

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.  
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Futtler).

### Ein furchtbares Geheimniß.

Dem amerikanischen Original von Mrs. Mary Agnes Fleming nachgezählt von Lina Freifrau v. Berlepsch.

(Fortsetzung.)

#### 10. Kapitel.

Wie Trizy es aufnahm.

Es mochte halb ein Uhr gewesen sein und Trizy saß allein und düster in ihrem Zimmer.

Ebith trat ein, schön und leuchtend wie der junge Morgen.

„Guten Tag, Trizy, wie geht's mit Deinem Fuß?“  
„Er thut sehr weh“, entgegnete sie barsch, „es ist ein Unsin, spiegelglatte Böden herzustellen. Seit wann bist Du auf?“ —

„Seit zehn Uhr.“

„Warst Du im Garten?“

„Ja.“

„Sahst Du Sir Victor?“

„Ja.“

„Hat er nach mir gefragt?“

„Natürlich“, entgegnete Ebith, obwohl der Baron ganz vergessen hatte, daß Beatrice Stuart existirte.

„Er ist ein sehr aufmerksamer Wirth“, rief Beatrice bitter, „er weiß, daß eine Dame krank liegt, und sieht nicht einmal nach ihr.“

„Aber, liebe Trizy, die Herren besuchen doch die Damen nicht in ihrem Zimmer, das schickt sich nicht.“

„Sage mir, Ebith, ob er etwas sprach — Du weißt schon was.“

„Dich zu heirathen? Nein, Trizy, nicht ein Wort.“  
Sie stellte sich hinter den Fauteuil und schlang ihre Arme um des jungen Mädchens Hals.

„Glaubst Du nicht, es könnte in Killarney ein kleines Mißverständniß obgewaltet haben?“

„Mißverständniß? Ich verstehe Dich nicht“, rief sie mit steigender Angst, „um Himmelswillen, komm' herüber, daß ich Dich sehen kann, stehe nicht wie ein böser Geist hinter mir.“

„Sei nicht böse, Trizy, ich habe etwas Unangenehmes zu sagen, und ich fürchte mich. Es war ein Mißverständniß damals.“

„Wie könnte es eines sein. Er sagte mir, daß er liebe, daß er einen Rivalen fürchte, mit Papa und Mama sprechen wolle; wo sollte da ein Mißverständniß möglich sein?“

„Ja, Trizy, es ist doch so. Sir Victor wird heute mit Deinen Eltern sprechen, aber nicht über Dich.“

„Ebith!“

Sie sprang auf mit bleichem Gesichte und mit funkelnden Augen.

„Was willst Du sagen?“

Ebith umschloß sie fester und legte schmeichelnd die Hände an ihr Gesicht.

„In dem Boote auf dem See von Killarney sprach Sir Victor von mir.“

„Von — Dir?“ tönte es von Beatrice's erbleichenden Lippen.

„Ja, meine Liebe, von mir, und er glaubt noch heute, daß Du ihn so verstanden. Sei mir nicht böse, ich kann nichts dafür. Er warb gestern um mich.“

„Um Dich?“ fragte Trizy wie betäubt, „und Du wiesest ihn ab?“

„Ich nahm ihn an.“

Eine Pause folgte. Beatrice war leichenbläß vor Zorn, Enttäuschung und Erstaunen. Endlich brach sie in einen Strom von Thränen aus.

„Trizy, liebe Trizy, weine nicht, ich wußte nicht, daß Du ihn liebtest.“

„Ihn lieben?“ rief sie mit blitzenden Augen, „ich liebe ihn nicht; was aber brauchte er so zu schwärmen und Anspielungen zu machen?“

„Es war freilich sonderbar, daß er überhaupt mit Dir davon sprach, aber, siehst Du, er meinte, Du hättest ihn recht verstanden.“

„Ihn recht verstanden? Die Engländer sind lauter Narren und Sir Victor der größte darunter.“

„Weil er mich heirathen will?“

„Ja, gerade deshalb, Du kümmerst Dich keinen Deut um ihn.“

„Kümmertest Du Dich um ihn, als Du sein Weib werden wolltest?“

„Jedenfalls mehr als Du, ich liebte wenigstens keinen Anderen.“

„Und wen liebe ich?“

„Rudolf. Leugne es, wenn Du es wagst.“

Sie blickte Ebith an. Ihr zorniges Auge, ihr ganzes Wesen glüht so sehr Rudolf, daß sie momentan die Fassung verlor. Sie senkte die Augen.

„Daß uns nicht streiten um eines Mannes willen, den wir Beide nicht lieben, wir, die wie Schwestern waren.“

„Wie — Schwestern!“ rief Beatrice bitter, „ich gläube, Du betrügst und intriguirst.“

„Beatrice!“

„D, ich weiß was ich sage. Ehe Du nach New-York kamst, schenkte der Baron mir Aufmerksamkeit, und wäre ich nicht seckrant geworden, so hätte er mich gefreit. Auf dem Schiffe aber locktest Du ihn an Dich, kostestriest dann mit Rudolf, um Sir Victor zu reizen. Du bist ein kluges Mädchen, Dein Plan ist gelungen, und ich wünsche Dir Glück.“

„Ich nehme mir nicht die Mühe, Deine Anklagen zu leugnen, Du weißt, daß sie falsch sind. Weder in New-York, noch auf dem Boote, noch sonstwo suchte ich Sir Victor auf. Wäre er ein Prinz gewesen, ich hätte es nicht gethan. Du kannst auch zu weit gehen, Trizy. Er erwies mir die Ehre, um mich zu werben, und ich nahm ihn natürlich an. Ich konnte nicht anders handeln. Und wenn er in Killarney Unfinn schwätzte, bin ich nicht dafür verantwortlich. Er glaubt, klar gesprochen zu haben, und ahnt nichts von einem Mißverständnis. Uebrigens will ich Dich jetzt verlassen, denn ich will mit Dir nicht streiten.“

Ihre Stimme brach. Sie wandte sich zur Thüre, und Trizy wurde das Kleinliche ihres Betragens klar. Ihr großmüthiges Herz tabelte es.

„Bleibe, Edith, ich will auch nicht mit Dir streiten, und es ist verächtlich und erbärmlich, wenn ich nun um einen Mann weine, der keinen Funken Interesse für mich hat. Als ich Dir damals Mittheilung machte, gratulirtest Du mir, laß mich erst zu mir selbst kommen, und ich thue es auch. Die ganze Sache aber kommt so unerwartet, weil ich glaubte, Du liebtest Rudolf.“

„Freilich liebe ich ihn wie einen Bruder.“

„Wie einen Bruder, Unfinn! Liebet Ihr Euch wirklich nicht seit zwei Jahren!“

Edith lachte.

„Eine absurde Frage. Ich glaube, weder ich noch Dein Bruder können sich ernstlich verlieben. Er fände es fieberhaft und ermüdend, und ich — wenn Liebe jene Blicherleidenschaft ist, welche die Leute nicht essen und nicht trinken läßt, kannte ich sie nie?“

„Aber Du liebst Rudolf.“

„Ja, ich liebe ihn so sehr, daß ich ihn nicht heirathen und zu Grunde richten möchte. An dem Tage, wo wir mehr als Freunde wären, würde sein Vater ihn enterben, und der Vater ist nicht der tobende Alte in der Komödie, der vier Alte lang wüthet und in dem fünften seinen Segen gibt. Rudolf und ich sind vernünftig, wir haben uns die Hand gegeben und uns gelobt, gute Freunde bleiben zu wollen.“

„Und weiß Sir Victor von diesem vetterlichen Uebereinkommen?“

„Sei nicht sarkastisch; ich habe Sir Victor nichts zu geflehen, und wenn ich verheirathet bin, soll weder Dein Bruder noch ein Anderer Platz in meinem Herzen finden.“

„So! Und wann soll die Hochzeit sein?“

„Das weiß ich nicht; es mag lange dauern. Natürlich widersetzt sich Lady Helena.“

„Und fürchtest Du sie nicht?“

„Nein, sie ist keine Großtante, keine einzig Lebende Verwandte, aber er ist majorenn und kann handeln wie er will.“

„Diesen Nachmittag soll eine Spazierfahrt stattfinden, Du wirst hinunter getragen werden und Hauptmann

Hammond als Dein Kavaliere fungiren.“

„Und Du?“

„Sir Victor fährt mit.“

„Allein natürlich“, sprach Trizy mit bitterem Hohne. „Natürlich allein“, entgegnete Edith kalt und verließ das Gemach.

11. Kapitel.

Wie Tante Helena es aufnahm.

Aber die Spazierfahrt kam nicht zu Stande, denn während zwischen Edith und Beatrice sich die unangenehme Scene abspielte, ereignete sich eine ähnliche in einem andern Zimmer des Schlosses.

Lady Helena hatte sich in ihr Zimmer begeben, um nach der Morgenpost, die ihr mehrere Briefe gebracht, zu sehen. Einen derselben ergriff sie begierig. Er trug das Postzeichen von London und sie erbrach hastig das Siegel. Während sie in des Schreibens Inhalt sich vertiefte, klopfte es, und ihr Nefte trat ein. Schnell zerknitterte sie den Brief, versteckte ihn und sah ihm lächelnd entgegen. Victor war ihr Augapfel, ihres Herzens Liebling.

„Störe ich? Bist Du beschäftigt?“

„Nein, Victor, ich wollte eben mit Dir über die Einladungen zum Ball sprechen; kommst Du deshalb?“

„Nein, Tante, ich habe Dir Wichtigeres zu sagen.“

Sie faßte ihn näher ins Auge. Sein Antlitz war geröthet, sein Auge glänzte, glückliches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Du siehst ja ganz strahlend aus.“

„Ich habe Grund dazu, Tante, gratulire mir, ich bin der glücklichste Mann der Erde.“

„Und worin besteht dieses Glück?“

„Erräthst Du es nicht? Ich glaubte, Frauen seien in dieser Hinsicht sehr scharfsichtig. Hast Du wirklich keine Ahnung?“

„Keine.“

Sie erblickte jedoch.

„Ich werde mich verheirathen.“

Sir Victor hielt inne, denn mit einem Angstruf erhob sich Lady Helena.

Hätte er gesagt, „ich werde gehängt“, ihre Bestürzung konnte nicht größer sein. Wie um einen Schlag abzuwehren, streckte sie die Hände aus.

„Nein, nein, nicht heirathen! Um Himmelswillen, Victor, sage das nicht.“

„Tante Helena!“

„Es kann ja nicht sein, Du kannst nicht heirathen wollen, was brauchen Jungen von dreißig Jahren Frauen.“

Er lachte gutmüthig.

„Ich halte Jungen von dreißig Jahren für ziemlich erwachsen und selbständig; mein Vater war ebenso alt, als er Gattin und Kind nach Chateron Mohals brachte.“

Sie sank in einen Stuhl.

„Du bist bleich, Tante, und mein vorschnelles Sprechen hat Dich erschreckt. Soll ich Wasser holen?“

„Nein, bleibe! Gib mir Zeit nachzudenken.“

Er setzte sich; jede Scene war ihm peinlich, und der Anfang versprach nichts Gutes. Die alte Dame schwieg einige Minuten, unbewußt aber flüsterter ihre Lippen: „Die Zeit kam, die Zeit ist gekommen!“

Sir Victor brach selbst das Schweigen.

„Ich verstehe Dich nicht, Tante, und Deine Auf-

fassung meiner Mittheilung gefällt mir nicht. Du mußt dich doch mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß ich eines Tages heirathen würde, gleich andern Männern. Die Zeit ist gekommen, wie Du selbst sagst; ich sehe darin nichts Entsetzliches."

"Aber nicht so bald", stöhnte sie, "o Victor, nicht so bald."

"Dreiundzwanzig Jahre ist nicht zu bald, und ich liebe meine Braut von ganzem Herzen. Dank dem Himmel, daß sie mich angenommen hat, ich möchte ohne sie nicht leben."

"Wer ist sie? Natürlich Lady Arabella."

"Es ist Miß Darrell."

Lady Helena starrte ihn entsetzt an.

"Miß Darrell, die Amerikanerin? Du scherzest wohl, Victor?"

"Neben solche Dinge werde ich nie scherzen, Tante. Diesen Morgen machte mich Miß Darrell zum glücklichsten Mann der Welt, indem sie meine Werbung annahm. Aber, Tante, Du mußt es ja längst vermuthet, gesehen haben."

"Ich sah nichts, ich bin eine alte, blinde Frau."

Wieder folgte eine Pause, das Wesen der Tante war zu entmuthigend.

"Ich liebte Edith vom ersten Moment des Sehens", begann er wieder, "und ich mag nicht daran denken, was ohne sie mein Leben gewesen wäre. Du aber warst meine Mutter, so lange ich denken kann, Du wirst jetzt mein Glück durch Deinen Widerspruch nicht trüben wollen."

"Aber ich widerspreche ganz entschieden, mehr noch, ich verbiete die Heirath. Du bist zu jung; wenn Du dreißig Jahre alt bist, ist's früh genug an derlei zu denken. Reise, besieh Dir die Welt, geh' in den Orient, wie Du oft gesagt, nach Afrika, wohin Du willst. Niemand kennt sein eigenes Herz im lächerlichen Alter von dreiundzwanzig Jahren."

Sir Victor lächelte ruhig und entschlossen.

"Ist meine Jugend also Dein einziger Einwand?"

"Nein, ich habe deren mehr, die Idee ist in jeder Hinsicht verwerflich, und ich widersetze mich ganz entschieden. Du sollst nicht eine Amerikanerin ohne Familie und Stellung, die Du erst einige Wochen kennst, von der Du absolut nichts weißt, heirathen. Der bloße Gedanke ist absurd."

Des Barons Stirne faltete sich.

"Ich bin mein eigener Herr, will aber all' Deine Einwände beantworten, weil ich das schuldig zu sein glaube."

"Miß Darrell steht unter Dir", zürnte Lady Helena, "die Chateron haben immer vornehm geheirathet. Deine Großmutter war die Tochter eines Marquis."

"Und meine Mutter die Tochter eines Seifensieders. Vergessen wir das nicht."

"Warum sprichst Du mir von ihr? Du weißt, ich kann es nicht ertragen. O, warum sahst Du je die fremde Abenteuerin, warum kam sie je in unsere Nähe?"

Lady Helena erregte sich fürchtbar in einer dem Neffen ganz unerklärlichen Weise.

"Du gehst zu weit, Tante", sprach er langsam,

"Miß Darrell ist keine Abenteuerin, sie hat in keiner Weise mich zu gewinnen gesucht, und meines Glückes einziger Schatten ist, daß sie mich nicht liebt, wie ich sie liebe. Frei und offen gestand sie mir das, aber ich vertraue, daß meine Liebe Gegenliebe erzwingen wird. Jedenfalls ist es mein fester Entschluß, sie in thunlichster Eile zu heirathen."

Sie blickte ihn an, in seinen Zügen lag eiserner Wille.

"Ich hätte wissen können", sagte sie bitter, "er ist meines Vaters Sohn. Dieselbe Hartnäckigkeit, dieselbe Verschlossenheit gegen jede Warnung. Früher oder später mußte es kommen, aber so früh."

Langsam rollten Thränen über ihre bleichen Wangen, und das wirkte mehr als Worte.

"Weine nicht, Tante, Du betrübst mich, und ich glaube, Du solltest mich nicht in dieser Weise tadeln. Ich liebe Edith, und damit ist Alles gesagt."

"Du liebst sie? Armer, armer Junge."

"Ich glaube kein Mitleid zu verdienen. Sage mir lieber einen vernünftigen Grund für Dein Benehmen."

"Einen vernünftigen Grund?"

"Nun, natürlich, glaubst Du nicht, daß ich sehe, Du habest noch einen andern Grund? Laß einmal hören. Sorgen sind wie die wilden Thiere, blickt man ihnen fest ins Auge, so ergreifen sie die Flucht. Deshalb sollte ich mit dreiundzwanzig Jahren nicht heirathen? Wäre mein Alter auch ein Hinderniß, wenn ich z. B. um Lady Arabella würde?"

"Du sollst gar nicht heirathen."

"Was? Als alter Hagestolz auf's Grab gehen, das ist doch etwas zu viel für eine vernünftige Dame."

"Da ist nicht zu spaßen, Victor, es wäre besser Du heirathetest nicht, besser, der Name Chateron verschwände vom Erdboden."

"Tante Helena!"

"Ich weiß, was ich sage, Victor, und Du würdest mir beistimmen, wüßtest Du, was ich weiß."

"Laß mich denn Alles wissen und selbst urtheilen. Sobald Du mir ein vernünftiges Hinderniß sagst, mich überzeugst, daß es unrecht sei vor Gott und den Menschen, wenn ich sie heirathe, so will ich sie aufgeben, so namenlos ich sie auch liebe."

"Würdest Du es thun, Victor, hättest Du die Kraft hiezu? Gott weiß, ich möchte nicht hart sein, möchte Dich gern glücklich sehen, aber —"

"So sage mir Alles und laß mich urtheilen."

"Ich weiß nicht, was ich thun soll!" rief sie erregt, "ich versprach ihr, Dir's zu sagen, nun aber der Tag gekommen, kann ich es nicht."

Er erbleichte in unbestimmter Furcht.

"Du mußt, Tante, und ich bin kein Kind mehr, daß vor Schreckgespenstern erschrickt. Welch' fürchtbares Geheimniß birgt sich hinter all' dem?"

"Ein fürchtbares Geheimniß, ja, Du hast es gesagt."

"Spielst Du auf meiner Mutter Tod an? Kannst Du die ganze Zeit ihren Mörder und verbargst ihn?"

Keine Antwort.

Sie bedeckte das Gesicht und wandte sich ab.

"Habe ich Recht?"

Sie sprang auf.

"Laß mich, Victor, dreiundzwanzig Jahre lang bewahrte ich das Geheimniß, glaubst Du, Du könntest es mir in einem Moment abringen? Welches Recht hast Du, mich zu fragen? Wüßtest Du Alles, so wüßtest Du, daß Du kein Recht hast, ein Weib an Dich zu ketten, kein Recht selbst auf den Namen, den Du trägt."

Er stand erbleichend auf. Sprach Lady Helena im Wahnsinn? Ehe er noch zu sprechen vermochte, pochte es, und ein Diener brachte ein Billet.

"Eine Dame wünscht Mylady in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen", meldete er.

"Ich kann Niemand empfangen."

„Mylady entschuldigen, die Dame sagt, Sie würden sie sicher empfangen, lesen Sie das Billet.“

Lady Helena riß es auf und überflog die wenigen Zeilen, welche die Unterschrift „Inez“ trugen, mit einem Ausdruck der Erleichterung.

„Führen Sie die Dame sofort herein.“

„Vergib, wenn ich in meiner Erregung Ungebührliches sagte“, wandte sie sich, nachdem der Diener sie verlassen, an den Knecht, „gib mir Zeit und Du sollst bald hören, was Du wissen mußt. Diese Dame kommt sehr gelegen.“

„Soll das heißen, daß die Fremde Deine Vertraute ist und auch die meine werden soll, daß Du sie konsultiren willst, ehe Du mir das Geheimniß mittheilst, von dem mein Lebensglück abhängt?“

„Ja, und Du wirst Alles verstehen. Die Dame gehört zu unserer Familie; mehr kann ich vorerst Dir nicht sagen. Geh' nun, Victor, morgen womöglich sollst Du die Wahrheit hören.“

Er verbogte sich kalt und ging. Was bedeutet all' das? Bisher war sein Leben friedlich verlaufen, nun tauchten auf einmal Familiengeheimnisse auf.

„Mag der Morgen bringen, was er wolle“, sagte er entschlossen, „Edith Darrell wird mein Weib.“

## 11. Kapitel.

### Am Tage des heiligen Patrick.

Beim Hinabgehen begegnete er einer schlanken, großen, tiefverschleierten Dame. Wer mochte sie sein? Er verbogte sich und eilte vorüber, um Edith aufzusuchen.

Des Mädchens Auge war scharf, und Sir Victor verstand es nicht, sich zu verstellen.

„Lassen Sie sich wahrsagen, Sir Victor“, lächelte sie, „ich sage Ihnen die Vergangenheit aus den Ainten der Hand. Sie waren bei Lady Helena, theilten ihr Ihre Werbung mit und baten um ihren Segen; Sie wurden natürlich entriistet abgewiesen.“

Der Baron erröthete.

„Ich hielt Sie stets für eine Zauberin, nun weiß ich es gewiß. Können Sie die Zukunft prophezeihen?“

„Vielleicht; Lady Helena wird darauf bestehen, daß Sie das arme, unbekante Mädchen aufgeben; sie wird triftige und vernünftige Gründe dafür vorbringen, und Sie werden mir eines Tages erklären, daß Sie bedauern, einen Mißgriff gemacht zu haben, und mich bitten, Ihr Wort zurückzugeben. Edith Darrell wird wieder in das Dunkel zurückkehren, aus dem sie gekommen.“

Er lachte; sie hatte seine Sprechweise genau nachgeahmt. Dann sprach er ernst und tadelnd:

„Und so kennen Sie mich nicht besser? Ich liebe meine Tante sehr, aber alle meine Tanten der Welt könnten mich nicht von Ihnen trennen.“

„Vielleicht wäre eine solche Trennung für uns Beide besser. Werden Sie nicht böse, Sie wissen wie ich's meine. Ich bin nicht von aristokratischer Abkunft, mein Vater hat ein Knabenpensionat, ich bin eigentlich Miß Stuarts Gesellschafterin, jedenfalls nur eine arme Verwandte. Seien Sie weise, Sir Victor, so lange es Zeit ist, lassen Sie sich warnen, bevor es zu spät ist. Ich verspreche nicht zu zürnen, ja sogar Ihre Vernunft zu bewundern. Lady Helena war Ihnen eine Mutter, es lohnt sich nicht, sie meinetwegen zu kränken. Es gibt Duzende von reichen, schönen, adeligen Mädchen, die

Sie lieben werden. Geben wir uns die Hand und scheiden wir.“

Mit ungezwungenem Lächeln reichte sie ihm die Hand, die er mit Küffen bedeckte.

„O, Edith, wie leicht sprechen Sie vom Scheiden! Ich aber lasse Sie nicht. Sie mein Weib zu nennen, ist meines Lebens Hoffnung. O, daß Sie wüßten, wie ich Sie liebe, wie leer und werthlos mir die ganze Welt ist ohne Sie. Es könnte für mich nichts Schrecklicheres geben, als Ihren Verlust.“

„Sie lieben mich also sehr?“

„Ich stürbe für Sie, Edith!“

„Sterben Sie nicht“, lächelte sie hold, „leben Sie für mich, ich glaube, es ist nicht hart, Sie lieben zu lernen.“

„Sie wollen also nicht mehr vom Scheiden reden Sie wünschen es wirklich nicht?“

„Hätte ich dann Ihre Werbung angenommen? Wenn wir uns je trennen, geschieht es von Ihrer, nicht von meiner Seite aus.“

„Von meiner Seite?“ lachte er glücklich, „und wenn Sie sich frei glauben, will ich Sie sofort binden.“

Er zog ein kleines Etui hervor.

„Sehen Sie, Edith, diesen Ring trugen die Frauen unseres Geschlechts seit zweihundert Jahren, es ist der Verlobungsring der Chaterons.“

Ihr dunkles Auge funkelte bei diesem Anblick. Es war ein wundervoller, großer Solitaire, wie ein in Gold gefaßter Wassertropfen.

„Es knüpft an diesen Ring sich die Sage, daß die Braut eines Chateron, welche ihn nicht trägt, ein unglückliches Leben führt und eines unseligen Todes stirbt. Sie begreifen wohl, daß es nöthig ist, ihn eifrig zu tragen.“

Sie hob gedankenvoll ihr Auge.

„Trug ihn Ihre Mutter, Sir Victor?“

Er erbleichte.

„Nein, mein Vater heirathete sie heimlich und dachte nicht an den Ring. Führen ein unglückliches Leben und sterben eines unseligen Todes“, fuhr er fort, „sie trug ihn nie, und bei ihr traf es ein.“

„Ein seltsames Zusammentreffen“, sagte Edith und betrachtete den blitzenden Stein an ihrer Hand, der noch vor zwei Monaten im alten Hause am Meeresgestade gewaschen und gearbeitet hatte.

„Sprechen wir nicht von meiner Mutter“, bat er, „mir ist es furchtbar, an ihren Tod zu denken.“

„Wissen Sie, daß ich gern Chateron Royals sehen möchte?“ bat sie, „darf ich?“

„Ich bin glücklich, Ihnen Ihre künftige Heimath zu zeigen, und wenn Sie soweit gehen können, wollen wir uns gleich auf den Weg machen und zu Tische wieder herüberfahren.“

Es war ein herrlicher Weg über Felber und duftende Wiesen und entlang die stille Landstraße, auf der einst ein anderer Sir Victor auf ewig von dem geliebten Weibe fortgeritten.

Bergoldet von den Sonnenstrahlen, umrauscht von alten Bäumen, zeigten sich Chateron Royals ephenumwundene Mauern und hochaufstrebende Thürme. Furchtlos äßte das Wild, Perlhühner stolzirten umher, ein Pfau flog aufgeschreckt empor. Ueberall feierliche Ruhe.

„Willkommen in Chateron Royals, willkommen als dessen Herrin, meine liebe Braut“, sprach Sir Victor innig.

Sie hob den thränenvollen Blick zu ihm. Wie gut war er, wie dankbar mußte sie ihm sein!

Ein alter Diener ließ sie ein. An des Verlobten Arm durchschritt Edith die langen Zimmerreihen, riesige Hallen, Salons und Gemäldegalerien. Welch' kolossales Gebäude! Sie betrachtete die funkelnden Rüstungen, bis ihr die Augen schmerzten. Voll scheuen Staunens durchschritt sie den Ahnenaal, wo ein halbes Hundert Chaterons düster auf sie herabsahen. Einst sollte auch ihr Bild hier prangen. Die Frauen, die sie sah, lagen vermodert in der Ahnengruft, einst würde man auch sie kalt und starr darunter legen und ihr ein Marmordenkmal errichten. Sie schauderte und athmete tief auf, als sie wieder an die frische Luft kamen.

„Es ist ein wunderbarer Besitz“, sprach sie, „aber ein Zimmer haben Sie mir noch nicht gezeigt, und ich fühle ein krankhaftes Verlangen es zu sehen. Sind Sie böse, wenn ich darum bitte?“

„Ihnen böse? Sprechen Sie.“

„Es ist das Zimmer, wo — o, verzeihen Sie, ich hätte nicht darum bitten sollen.“

„Doch, und Sie sollen es sofort sehen. Ich bin in manchen Dingen feige.“

Sie standen auf der Schwelle. Es war finster, die Läden geschlossen, die Vorhänge heruntergelassen, wie es seit jener schrecklichen Nacht gewesen. Nichts war verändert. Dort stand die Wiege, dort der Tisch, auf dem der Dolch gelegen, dort der Stuhl, auf dem Meta Chateron den Todeschlaf begonnen. Todtensille lag über Allem. Edith zog Victor mit sich fort.

„Wer that es?“ fragte sie, als sie wieder unter dem blauen Himmel standen.

„Ja, wer? Tante Helena weiß es.“

Gesicht und Ton waren ernst.

„Wie konnte man ungerächt sie im Grabe liegen lassen? Ohne Zweifel hat es ein Chateron gethan, und um des Namens Ehre zu retten, ließ man den Mörder unentdeckt.“

„Ich glaube nicht, daß es Inez war.“

„So war es ihr Bruder; lebt er noch?“

„Soviel ich weiß, lebt er, und ich habe im Sinne ihn der Gerechtigkeit zu überweisen.“

„Sprechen wir nicht von der Sache, es macht Ihnen Schmerz; aber wenn ich je Herrin des Schlosses werde, lasse ich das Zimmer zumauern.“

„Wenn Sie die Herrin werden, wann wollen Sie es sein?“

„Wer weiß; vielleicht nie. Ich kann mir nicht denken, daß ich es je werde.“

„Bitte, bestimmen Sie den Tag, heute ist der letzte Mai, darf ich die erste Woche im Juli nennen?“

„Nein, auch nicht die erste Woche im August; weshalb die Sache überstürzen?“

„Warum verzögern? Ich ertrage es nicht?“

„Ich werde Sie nicht heirathen, so lange Lady Helena nicht ihre volle freie Einwilligung gibt.“

„Das wird sie binnen einer Woche thun. Wenn Sie mich nur ein wenig lieb hätten, so gebrauchten Sie nicht derlei Einwände.“

„Doch; man heirathet nicht so stürmisch, zudem habe ich Mrs. Stuart versprochen, den ganzen Sommer auf dem Kontinent französisch und deutsch zu reden.“

„Als meine Braut ändert sich das, Sie werden das selbst einsehen.“

„Allerdings.“

„Sie erweichen, ich seh' es an Ihrem Gesicht.“

flehte er, „o, Edith, lassen Sie es wenigstens die erste Woche des September sein.“

Sie lächelte wie damals, als sie ihm ihr Jawort gab.

„So set es denn; sprechen Sie aber nicht mehr von dem Eigensinn der Frauen.“

„Gut, die Trauung findet am ersten September statt, am Tage des heiligen Patric.“

(Fortsetzung folgt.)

### Vor 100 Jahren.

Am 30. August findet im benachbarten Lechhausen eine bemerkenswerthe historische Gedenkfeier statt. An genanntem Tage Vormittags 11 Uhr wird nach vorausgegangenem Gottesdienste eine Gedentafel enthüllt, welche dem Andenken an den vormaligen Hohenlohe'schen Oberlieutenant Francois de Bouché gewidmet ist, welcher vor 100 Jahren als Fremder mit seiner Gattin durch Lechhausen auf der Reise begriffen war und bei Gelegenheit der Rettrabe der kaiserlichen Truppen und des Vorrückens der französischen Armee unter Moreau dem Orte Lechhausen ganz außerordentliche und beträchtliche Dienste geleistet hat. Herr Gemeinde-Sekretär Reichl hat über die damaligen Vorgänge eine längere geschichtliche Abhandlung veröffentlicht, der die Abendzeitung Nachstehendes entnimmt. Die Rheinarmee, welche, wie kürzlich auch in einer historischen Reminiscenz im „Sammler“ geschildert, ihren Marsch vom rechten Donauufer her durch Brand und Plünderung bezeichnete, schien auch den Dörschaften am Lech und an der Isar gleiches Loos bereiten zu wollen. Lechhausen lief dabei Gefahr, wenn auch nicht gänzlich vernichtet zu werden, doch zu verarmen, und an Stelle der jetzigen blühenden Gemeinde wäre vielleicht ein unansehnlicher Ort. Die Rettrabe der kaiserlichen Truppen war allgemein. Unter heftigem Geschützfeuer setzten die Franzosen über den Lech. Für Lechhausen kamen schwere Stunden. Die Geschosse schlugen in die Mauern, und manches Haus stand schon in Flammen, als der erste Schwarm Franzosen plündern, mit den Waffen in der Hand, die Straßen des Ortes überfluthete. Auf das kurfürstliche Mauthamt war eine Nothe, reiche Beute ahnend, zuerst eingedrungen. Eigenthümlicherweise erregte das zahlreiche Mobiliar der verwittweten Grenzmauthnerin von Stubenrauch, welche nebst einer 60jährigen Magd die einzige Vertheidigung des Mauthamtes bildete, in so hohem Grade das Gefallen der Nothe, daß sie, die Mobilien sämmtlich raubend, von einer Plünderung der Mauth absah. Allmählig füllte sich der Ort, Plünderung und Mißhandlung wurde bald allgemein. Der Jammer der Bewohner, die durch fortwährende Einquartierung der kaiserlich-königlichen Truppen ohnehin schon schwer gelitten, kannte keine Grenzen. In der breiten Straße war ein großer Tumult. Geplünderte, welche, jammernnd sich um ihr Eigenthum wehrend, mit Kolbenschlägen zurückgetrieben wurden, riefen einen Mann um Hilfe an, der bereits andere zu schützen schien. Dieser, von stattlicher Figur, in Zivilkleidern, einen Degen in der Faust, war bemüht, gegen Hunderte Bajonnete die bei ihm Hilfe Suchenden zu schützen. Mit erregter Stimme machte er den Franzosen in ihrer Sprache heftige Vorwürfe über ihr brutales Vorgehen. Es schien nicht ohne Wirkung zu bleiben, da ein großer Theil der Soldaten murrend abzog. Dieser Mann sollte Lechhausen

seins Beschützer sein. Es war der seit einigen Tagen in dem oberen Wirthshause nächst dem kurfürstl. Mauthamte wohnende französische Emigrant François de Bouché. Auf einer Reise durch Bayern mit seiner der Niederkunft nahen Gattin begriffen, war er durch das rasche Vordringen der Franzosen veranlaßt worden, in Lechhausen Quartier zu nehmen. Bouché, aus einer lothringischen Adelsfamilie stammend, deren Besitzthum durch die Revolution zerstört war, trat in das Regiment, welches Ludwig Fürst v. Hohenlohe-Waldenburg, Marschall und Pair von Frankreich, für das Emigrantenheer organisirte und gegen die Republik führte. Nach dem siegreichen Sturm der Verbündeten unter Würmser auf die Weißenburger Linien, 13. Okt. 1793, wurde Bouché Lieutenant. Als das Kriegsglück sich wendete und schon am 16. Dezember Pichegru die Oesterreicher und Preußen bei Weißenburg schlug und zum Rückzug über den Rhein zwang, folgte Bouché dem Fürsten Hohenlohe nach dem Kriegsschauplatz in den Niederlanden. Als Lieutenant im Hohenlohe'schen Regiment focht derselbe in den Kämpfen bei Nimwegen, Ziel und wurde bei Bommel Oberlieutenant. Aber die Sache der Oesterreicher stand auch hier schlecht. Im Januar 1795 zog Pichegru, von den Holländern mit Jubel empfangen, in Amsterdam ein. Nachdem Erzherzog Carl das Oberkommando der Reichsarmee am Rhein übernommen und Fürst Hohenlohe in dessen Dienste trat, nahm auch Bouché, als das Regiment sich auflöste, seinen Abschied. In diese Zeit fällt seine Verheirathung und ein längerer Aufenthalt in der Pfalz. Sein erwähntes Verweilen in Lechhausen sollte diesem Orte zum großen Glück gereichen. Was Bouché alles zum Wohle dieser ihm gänzlich fremden Gemeinde mit steter Lebensgefahr aus purer Nächstenliebe unternahm, ist aus verschiedenen Zeugnissen zu ersehen, welche sich in höchstem Maße anerkennend über sein Vorgehen aussprechen. So heißt es u. a. am Schluß eines Zeugnisses der Theresia von Stubenrauch, verwittw. Grenzmauthnerin von Lechhausen, d. d. 10. Oktober 1796: „Ich und eine alte 60jährige Magd waren einzig und allein, die wir in unserm versperrten Hause schon sicher und alles überstanden zu haben glaubten, da ich eben im obern Zimmer die zerstreuten Geräthe wieder zu sammeln beschäftigt war, als zum zweitenmal 5 robuste Kerle mit schrecklichen Drohungen zu den Fenstern hereinstiegen. Von aller Welt verlassen, in einer unbeschreiblichen Bekämpfung wie von Sinnen rannte ich auf die Straße. Die Vorsehung führte mich zu Herrn Bouché, den ich allen Leuten beispringen sah. Mit gen Himmel gerungenen Händen sprach ich ihn um seine Hilfe an. Aber er ließ sich nicht lange bitten. Die Kerle zwang er auf der Stelle, ihres heftigen Widerspruches ungehindert, da hinaus zu steigen, wo sie hereingestiegen waren; sie durften nicht ein Stück mehr berühren, und von dieser Stunde an widerfuhr mir unter seinem unablässigen Beistand kein Leid mehr. Er versah mich mit dem besten Rath, wie ich das Gerettete gegen fernere Nachstellungen in Sicherheit bringen solle und wirklich brachte; obgleich eine Horde von wenigstens 100 Köpfen daselbe anzufallen drohte, unter die er sich aber mit eigener Lebensgefahr wagte und durch seinen entschlossenen Muth, durch seine geistvollen Vorstellungen, durch seine eigenthümliche Würde und Ansehen, wofür der tollste Pöbel zurückbebt, siegreich bewirkte, daß sie von ihrem verruchten Beginnen abstand. So vertrieb er eine andere Räuberbande, die

schon mitten in der Nacht ins Haus eingedrungen war. Ich würde die Grenzen eines gewöhnlichen Mitestats weit überschreiten müssen, wenn ich alle seine preiswürdigen Handlungen sollte erzählen wollen. Eine dankbare Thräne entquillt mir, und ein unerklärbarer Schmerz durchdringt meine Seele, daß mir meine Glücks-Umstände nicht erlauben, seine unaussprechlichen Wohlthaten anders als nur mit dieser vergelten zu können. Der Himmel sei sein Belohner.“ Josef Graf von Königsfeld, Propst zu Altenötting, und Mag Graf von Seinsheim bezeugen, daß Bürger von Lechhausen zu ihnen gekommen seien und erzählten, daß sie die ihnen, den Bürgern, durch Herrn Bouché beim Durchmarsch der Franzosen erwiesenen, öfters sogar unter Lebensgefahr bezeugten außerordentlich guten und beträchtlichen Dienste nicht genug rühmen konnten, ja dieselben bekräftigten sogar, daß sie ihre und ihres Wohnortes Erhaltung sogar, daß sie Herrn Bouché zu verdanken haben und nur bedauern, daß ihre Vermögensumstände nicht zureichen, um denselben deshalb dankbar genug sein zu können. Daß Lechhausen in der That zur damaligen Zeit enorme Ausgaben machen mußte, möge aus einer Spezifikation vom 10. September 1796 hervorgehen, laut welcher die Gemeinde Lechhausen in einem Zeitraum von vierzehn Tagen für Brod, Wein, Branntwein, Haber, Heu, Stroh, Bier und Fleisch an die Kaiserlichen und Franzosen 3109 Gulden 40 Kreuzer verausgabte. Diese Summe erscheint natürlich viel bedeutender, wenn man die billigen Preise der Lebensmittel von damals bedenkt; denn es kosteten: 1 Latb Brod 8 Kreuzer, 1 Maß Bier 4 Kreuzer, 1 Pfund Fleisch 8 Kreuzer, und sind 12,000 Pfund Brod mit 498 Gulden berechnet worden. An Quartierlast hat Lechhausen getragen Kaiserliche und Franzosen 23,568 Mann und 12,831 Pferde. Der Verlust an Vieh betrug 1200 Stück. Nachdem Bayern einen für dasselbe höchst ungünstigen Frieden mit Moreau zu Pfaffenhofen, 7. September 1796, zu Stande gebracht, räumten die republikanischen Truppen das Land, und Bayern athmete, allerdings nur für kurze Zeit, wieder freier. Bouché verließ, nachdem sich seiner Reise kein Hinderniß mehr bot, mit seiner Gattin Lechhausen. Die ganze Gemeinde gab ihm mit Dankesthränen das Geleite. Familienverhältnisse bewogen denselben später, in München sein Domizil zu nehmen. Als bald darauf auch Pfalzgraf Maximilian als Kurfürst von Bayern, vom Volke jubelnd begrüßt, in München einzog, erfolgte die Ernennung des Oberlieutenants v. Bouché zur kurfürstlichen Suite. Die kommende höchst kriegerische Zeit hätte dem tapferen Offizier eine glänzende Zukunft eröffnet, hätte ihn nicht nur zu bald ein gar trauriger Tod im schönsten Mannesalter erreicht. Von einer Coirée der Kurfürstin heimkehrend, erkrankte er in derselben Nacht und starb nach wenigen Wochen an einer Gehirnanththeit. — Hundert Jahre sind nun seit diesen Ereignissen verfloßen. Der einzig noch lebende Enkel des Oberlieutenants François de Bouché, der kgl. bayerische Hofglasmaler und Commerzienrath Herr Carl de Bouché in München, will der Feter anwohnen, welche, wie Eingang erwähnt, am 100jährigen Gedentage der rühmlichen That seines Großvaters, am 30. August ds. Js., begangen werden soll.

\* \* \*

Auch Friedberg hat vor 100 Jahren vor den Franzosen gezittert, ist aber nicht so glimpflich weggekommen,

es wurde geplündert. Der 24. August, St. Bartholomäus-  
tag, ist dieser Schreckenstag. Die Wogen der großen  
französischen, welterschütternden Revolution gingen damals  
sehr hoch. Der Convent sandte seine 14 stehenden Heere  
nach allen Richtungen aus. Auch Bayern und die damalige  
freie Reichsstadt Augsburg bekamen den Besuch dieser  
ungebetenen Gäste. General Moreau leitete vom Ulrichs-  
thurme aus den Lech-Übergang, den der General Van-  
damme befehligte. Die Franzosen durchschwammen den Lech,  
das Gewehr und den Säbel, welcher an einem Strick  
befestigt war, hochhaltend, um 10 Uhr. Der damalige  
Bürgermeister Andreas Striger und noch einige Raths-  
mitglieder gingen denselben bis an den Fuß des Berges  
entgegen, dem General eine werthvolle goldene Uhr an-  
bietend, welche derselbe zurückwies mit den Worten: „Es  
nützt Alles nichts, Ihr werdet geplündert!“ Darauf be-  
gann die Plünderung und dauerte von 12 bis 4 Uhr.  
Dabei kamen viele Kleidungsstücke, auch Pelzhauben der  
Frauen, in das Bibouac, das die Krieger bezogen hatten.  
Es war ein fürchterlicher Schreckenstag. Die Thurmuh-  
r wurde gestellt. Die Leute hielten ihr Mittagmahl, be-  
stehend in einer Wasserschuppe, in den Kellern. Hierauf  
drohten die Franzosen die Stadt an den vier Ecken an-  
zugreifen. Es mußte eine große Brandschatzung erlegt  
werden. Deswegen gelobte man, einen Dankgottesdienst  
am Sonntag vor dem Feste des heil. Bartholomäus in  
Unseres Herrn Ruhe abzuhalten. Der Dankgottesdienst  
am 16. August in der prächtigen Wallfahrtskirche war  
sehr schön und erbauend, der Kanzelvortrag des hochw.  
Herrn Stadtpredigers Alberstötter ausgezeichnet.

(Nach dem Frdb. Gmdeb.)

### Der Finger Gottes.

Ludwig Niebt erzählt in seinen interessanten „Lebens-  
erfahrungen eines Convertiten aus dem Volke“ folgende  
Gottesgerichte:

Mein Hauptmann und Compagniechef, ein sonst  
sehr gemüthlicher, heiterer und namentlich auch bei seinen  
Untergebenen wegen seiner Milde beliebter Officier, ledig  
und katholisch getauft, der von der Pike auf gedient  
hatte, war ein erbitterter Feind seiner Kirche und der  
Priester. Er bildete sich nicht wenig darauf ein, schon  
eine sehr lange Reihe von Jahren, ich glaube seit seiner  
ersten hl. Communion, die hl. Sacramente nicht mehr  
empfangen zu haben. Derselbe wurde auf einen öffent-  
lich ausgesprochenen, wahrhaft entsetzlichen Priesterhaß  
plötzlich und auf die schauerhafteste Weise von einem  
Gottesgericht betroffen.

Die Compagnie marschirte nämlich zum Scheiben-  
schießen, es war, soviel ich mich noch erinnere, der 16.  
August 1857, auf den großen Exercierplatz. Bei dieser  
Gelegenheit passirten wir die hintere Schloßstraße zu  
Ludwigsburg. Der jetzige Pfarrherr in Hundertfingen,  
der hochw. Herr Professor Nestle, war damals Vicar in  
Ludwigsburg. Dieser ging, mit der Cistane bekleidet  
und dem Cingulum umgürtet, die Straße hinab zur  
katholischen Kirche im königlichen Schlosse, um dort das  
heilige Messopfer darzubringen. Der Anblick dieses  
Priesters in seiner Kleidung versetzte den Hauptmann  
in eine wahre Wuth. Er schimpfte darüber, daß man  
die katholischen Geistlichen in einer protestantischen Stadt  
in einer solchen Kleidung auf der Straße passiren lasse;  
dies sollte von der Polizei verboten und geſchlich nicht

geduldet werden, weil es eine „freche Herausforderung“ (!)  
sei; ihm sei heute der ganze Tag verdorben. Der Ober-  
feldwebel Hofmann, ein gut katholisch gesinnter württem-  
bergischer Franke, bat den Hauptmann, er möchte doch  
nicht vor der Mannschaft in solcher Weise über die  
Priester seiner Kirche sprechen und das religiöse  
Gefühl der katholischen Soldaten so tief verletzen. Der  
Oberfeldwebel sprach dies ganz ruhig. Auf diese be-  
rechtigte Bemerkung hin kam eine Fluth von Schimpf-  
wörtern über die Lippen des Hauptmanns, ja er vergaß  
sich in seinem Loben so weit, daß er den fürchterlichsten  
Ausdruck gebrauchte, er möchte dem nächsten Priester  
mit seinem Säbel im Gedärme herumbohren, und be-  
zeichnete an seinem Leibe eine Stelle, wo er dies thun  
wollte. Jetzt sagte der Oberfeldwebel mit erregter und  
feierlicher Stimme: „Herr Hauptmann, Sie wären viel-  
leicht noch froh, wenn ein Priester in Ihrer letzten  
Stunde zu Ihnen käme!“

„So etwas wird bei mir nie vorkommen, vor so  
etwas will ich behütet bleiben“, entgegnete der unglück-  
liche Officier.

Wir marschirten in die große Allee ein. Kaum  
150 Schritte von der Stelle, wo der Hauptmann die  
entsetzlichen Worte gebrauchte, fühlte er ein entsetzliches  
Stechen in seinen Eingeweiden, gerade an der Stelle,  
die er zum Durchbohren der Priester bezeichnet hatte.  
Fürchterliche Schmerzen nöthigten ihn, die Compagnie  
zu verlassen. Er gab dem Oberfeldwebel den Befehl,  
da er die Compagnie-Officiere vom Ausrücken dispensirt  
hatte, nach dem Scheibenschießen ihm den Schiefvortrag  
zu bringen. Das war nun nicht mehr möglich und nöthig,  
wie wir weiter hören werden.

Der Hauptmann eilte, wie von Furien gepeinigt,  
von den gräßlichsten Schmerzen getrieben, nach Haus,  
wo sein alter, protestantischer Diener mit Entsetzen seinen  
Herrn kommen sah. Diesem rief er schon von Weitem  
zu: „Johann, ich bitte Dich, eile, so schnell Du kannst,  
und hole den katholischen Stadtpfarrer, er möge gleich  
Alles mitnehmen, was zum Versehen nothwendig sei,  
aber ja recht eilen.“ Der Bediente wollte schleunigst den  
Befehl des Herrn vollziehen, allein der Hauptmann fiel  
mit einem entsetzlichen Aufschrei auf den Boden seines  
Zimmers und war sofort eine Leiche. Sein Aussehen  
sei alsbald ein entsetzenerregendes geworden. Man kann  
sich den Schrecken und das Staunen der Compagnie  
denken, als dieselbe vom Scheibenschießen nach Hause  
kam und den schauerlichen Tod des Hauptmanns erfuhr.  
Mehrere Protestanten der Compagnie, Katholiken gab es  
nicht viele, meinten: „Den hat unser Herrgott gleich beim  
Wort gepakt.“ — —

Bei meinem Regiment, in meiner zweiten Kapitulation,  
nachdem ich schon zur katholischen Kirche über-  
getreten war, war ein Feldwebel (Sergeant) Namens  
Fidelis Müller, aus Hochdorf, D.-N. Walbsee, gebürtig.  
Derselbe hatte sehr fromme Eltern und war streng in  
kirchlichen und sittlichen Grundsätzen erzogen. Er er-  
lernte das Schreinerhandwerk und kam in die Fremde.  
Wie er mir selbst gestand, war er rein und unbedorben,  
voll kindlichen Glaubens in die Fremde gegangen, habe  
lange Zeit die kirchlichen Gebräuche und Gebote auf's  
gewissenhafteste beobachtet, bis ihm einmal zufällig Waiz-  
manns Gedichte in die Hände gefallen seien, diese hätten  
ihn sehr angesprochen, besonders hätte ihm der ober-  
schwäbische Dialekt seiner Heimath gefallen. Schließlich  
wurde er ein begeisterter Verehrer Waizmanns, aber auch

ein Verächter der Kirche, der die heiligen Sakramente nicht mehr empfing und ein recht ungebundenes Leben führte. Mittlerweile kam er zum Militär; er hatte sehr gute Talente und wurde bald befördert. Von der Kirche sprach er nie anders als mit Spott und Hohn, und belamirte stets Waizmanns wüste Possen zum allgemeinen Vergerniß. Ich hatte deshalb manchen Verdruß und vielen heftigen Streit mit ihm.

In der Christnacht des Jahres 1864 war er Commandant der Kasernwache zu Stuttgart. Nachts 12 Uhr weckte er die Frau des Profosen mit einem solch frivolen Spott über das hochgebenedeite Christkind, daß mich jetzt noch ein Schauer durchrieselt, wenn ich daran denke. Jedoch die Gerechtigkeit Gottes gebot ihm Halt! Bis hierher und nicht weiter!

Als er von der Kasernenwache abkam, war er leidend und mußte bald darauf als gefährlich krank in das Spital gebracht werden. Auch hier witzelte und spöttelte er fortwährend und wies den Empfang der hl. Sakramente höhnißch von sich. Doch auf einmal besann er sich eines andern, eines bessern. Er verlangte aus freien Stücken die hl. Sakramente und legte unter lautem Schlußzen eine zweistündige Beichte ab. Es war hohe Zeit. Kaum hatte er die hl. Sakramente empfangen, so trat eine Erstarrung bei ihm ein. Er öffnete schauerlich und weit den Mund, die Zunge, die Gott, seine Kirche und Priester so oft gelästert hatte, hing entseherregend über das Kinn herab. Vollständig, das sah man ihm an, war er bei Bewußtsein; so oft man zu ihm kam, sah er einen mit Thränen in den Augen an und wollte sich mit dem Kreuzeszeichen bezeichnen, was er aber nicht mehr konnte. Endlich nach acht Tagen erlöste ihn der Tod von seinen entseherlichen Leiden. Diesen Anblick, aber auch die Leichenrede, die ihm der nunmehrige hochwürdige Herr Domkapitular Zimmerle hielt, der damals Kaplan in Stuttgart war, werde ich nie wieder vergessen.

Es war im Jahre 1869, als ich Forstgehilfe war. Eine halbe Stunde von meinem ständigen Posten war ein Dorf, das ich bei meinen Gängen im Walde passieren mußte. In diesem wohnte ein vermögender und weit bekannter Frucht- und Viehhändler, der viel Geschick für Handel und Wandel, aber auch eine ebenso große Feindseligkeit gegen die Kirche und die Geistlichkeit zeigte, über welche er öfter in der unflätigsten und unsittlichsten Weise spottete, besonders wenn er zufällig in ihre Gesellschaft kam. Er war ein eifriger Leser der damals in Ulm erscheinenden kirchenfeindlichen Zeitungen „Kirchenfacel“ und der „Ulmer Schnellpost“. Aus diesen schöpft er seine eingebildete Weisheit und seine kirchenfeindlichkeit. Er handelte genau nach dem Grundsatz, der auf dem Begräbnißplatz der „Freireligiösen“ in Berlin am Thore angebracht ist: „Macht hier das Leben gut und schön, kein Jenwärts gibt's, kein Wiederseh'n.“

Ich verbat mir öfter seine Gesellschaft und Zubringlichkeit; denn seine einzige Unterhaltung war, Gott, seine Kirche und die Priester zu beschimpfen und zu lästern.

Eines Abends, als ich vom Walde heimkehrte, hungrig, durstig und sehr erschöpft war, es war an einem sehr heißen Tage des Monats August, kehrte ich in dem Garten einer an der Straße gelegenen Wirthschaft ein. Ich saß allein an einem Tische in der Ecke des Gartens. Zu meinem größten Aerger sah ich auf einmal den Gevanten am oberen Ende des Tisches sitzen, denn ich

wußte mit Bestimmtheit, daß er sich wieder an mich machen werde. Ich nahm mir deshalb fest vor, gegen seine gewöhnlichen Provokationen mich ganz still zu verhalten und ihn mit Verachtung zu strafen. Nichtig, meine Vermuthungen täuschten mich nicht. Kaum sah er mich, so rückte er in meine Nähe. In der frivolsten Weise suchte er mich durch seine kirchenfeindlichen Reden zu reizen. Zuerst ließ ich seine faden Reden zu einem Ohr herein und zum andern hinaus. Allein schließlich wurde mir die Sache zu bunt, und ich verbat mir allen Ernstes jeden weiteren Discurs. Dies machte ihn nur noch zudringlicher. Ich erzählte ihm nun die vorerwähnte Geschichte meines Hauptmannes, um ihm nahe zu legen, wie Gott oft plöthlich die kirchen- und Priesterfeinde strafe. Er sagte, dies sei bloßer Zufall, worauf ich erwiderte, es könne ihm vielleicht auch noch so ergehen, daß er vergeblich nach einem Priester verlangen werde; er jedoch brach auf meine Erwidering in die schrecklichen Worte aus: „Gher soll mir der L. . . ., wenn es einen gibt, als ein Pssaff an mein Sterbebett kommen!“

Die Haare standen mir bei diesen Worten vor Entsetzen zu Berge, ich schrak zusammen und ging fort mit den Worten: „Herr G., es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen! Was der Mensch säet, das wird er ernten!“

Er rief mir noch höhnißch nach: „Es ist nur gut, daß Sie kein Pssaff geworden sind, Sie haben eine besondere Gabe, die Leute fanatisch, dumm und abergläubisch zu machen!“ Tief in der Seele schmerzte mich die höhnißche Verblendung dieses alten Mannes, und ich war jenen Abend so aufgereggt, daß trotz der großen Ermüdung kein Schlaf in meine Augen kam. Zumer und immer wieder kamen mir die entseherlichen Aeußerungen des Frucht- und Viehhändlers in's Gedächtniß. Aber diesem ging es nicht so gut, und er mußte bald erfahren, daß Gott seine unbesleckte Braut, die hl. Kirche, nicht ungestrift beleibigen läßt. Ihm ging es weniger gut als meinem Hauptmanne, der doch noch einen Priester verlangen konnte. Noch in derselben Nacht, kaum einige Stunden nach obigem Auftritt, fiel er in ein Delirium, aus welchem er nicht mehr kam. In seinen Phantasieen sah er nur schreckliche und schwarze Kobolde, auch den Priester, der ihm die hl. Delung spendete, sah er als einen solchen an. In diesem Zustande starb er nach wenigen Tagen, ohne mehr zum Bewußtsein gekommen zu sein. Als man ihn beerdigte, war ich gerade im Walde und hörte das Grabgeläute. Ich muß es gestehen, es überkam mich ein großer Schauer, und ich mußte unwillkürlich an das denken, was zwölf Jahre vorher die Soldaten beim Tode meines Hauptmannes sagten. Doch hoffen wir noch das Beste für seine arme Seele; vielleicht ist er, unsichtbar der Umgebung, doch zu lichten Augenblicken gekommen und hat die Gnade einer vollkommenen übernatürlichen Neue erhalten; viele derartige Beispiele erzählt ja die Geschichte des Reiches der Gnade.

#### Goldbörner.

Ein neuer Rock und ein neues Haus,  
Gar statlich nehmen sich beide aus,  
Doch sollen sie uns behagen,  
Dann müssen wir unter Luft und Leib  
Im Hause erst wohnen längere Zeit  
Und den Rock eine Weile tragen.